

# Die Tulpen

Autor(en): **Gaulke, H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 13

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669740>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bäumen zwitschern die kleinen gefiederten Sänger um die Wette. Ein geschäftiges Summen geht durch das herrliche Blütenmeer. Doch sonst herrscht Grabesstille ...

Da in der Ferne die Kette der Gebirge — in leichten Dunst gehüllt —, dort der glitzernde See, gleich einem grossen Spiegel, und hier über dem Weinberg der Kirchturm, der schlank und steil zum Himmel empor treibt! Und überall strahlt die Sonne, die kräftige Frühlingssonne hin. Ueber diesem Werden wölbt sich das Einmalige und Unzerstörbare, gleich einer Krone: Der herrlich blaue Himmel, Zeuge des Ewigen, einer unsterblichen Schöpfermacht.

Alle Wogen und Strömungen des Erdgeschehens können vergessen sein, denn da jubelt der Friede und es jubelt das Herz dir im Leibe! Hörst du es nicht? Da atmet mein und dein Land, wie es vor uralter Zeit geatmet hat, als riesige Wälder und Sümpfe es bedeckten. Heute sind die grünen Matten und Weiden, die fruchtbringenden Aecker unsere Heimat. Und ist sie für uns auch nur vorübergehend und klammern wir uns noch so fest an die Erde, die Zeit ist grenzenlos und die Natur bleibt ein ehrfurchtsvolles Geheimnis des harmonischen Geistes.

Wollen wir da nicht mit Andacht und Ehrfurcht in das Werden des Frühlings blicken, denn auch uns ist ein Werden und Sein beschieden?

*H. B. Gaulke*

## D I E T U L P E N

Diese ein wenig seltsame Geschichte erzählte mir mein Freund Jöhrens:

Im Unterbewusstsein habe ich immer gewusst, dass irgend etwas mit den Tulpen nicht stimmt. Aber dass sie soweit in mein Leben eingreifen würden, konnte ich natürlich nicht ahnen. Meine Abneigung gegen sie, gegen die gesamte Gattung hätte mich warnen sollen.

Aber ich hörte auf meinen Verstand. Ich schicke voraus, dass ich nunmehr seiner Unzulänglichkeit auf die Spur gekommen bin. Eines Tages betrat ich nämlich einen Blumenladen, um eine Orchidee zu erstehen, die ich vorher im Fenster gesehen hatte. Es ist sozusagen eine leidige Marotte von mir oder viel mehr ein innerer Zwang: Je schlechter es mir geht, desto kostbarere Blumen kaufe und verschenke ich. Als ich gerade meinen Wunsch äussern wollte, musste ich indessen feststellen, dass ich um einen Augenblick zu spät gekommen war. Sie befand sich bereits in den Händen eines Käufers (ich hielt ihn jedenfalls dafür), und diese Hände hatten einen Ausdruck, der mir missfiel und sogar bekannt vorkam. Die Orchidee, obwohl ätherisch, sensibel und individuell wie kaum eine andere Blume, schien sich sonderbarerweise recht wohl zwischen diesen formlosen, schwammigen Fingern zu fühlen. Sie streichelten vertraulich ihr Gesicht, und mehrmals geschah es, dass ihr dabei der Zeigefinger spielerisch in den Mund fuhr. Schliesslich kam der Daumen hinzu, beide, Zeigefinger und Daumen, gaben die Orchidee in die erdige Hand des Gärtners zurück und zählten einen Augenblick später ein paar kleine Münzen — viel zu wenig für eine solche Kostbarkeit — auf den Zahlteiler.

In diesem Augenblick erkannte ich meinen Gläubiger. Aber zu meiner Erleichterung tat er, als sähe er mich nicht. War schon sein Benehmen merkwürdig, um wieviel mehr war es das des Gärtners. Ohne eine Miene zu verziehen, strich er das Geld ein, ballte seine linke Hand zur Faust, hüllte sie in Seidenpapier als wäre es die Orchidee, zog sie vorsichtig heraus und überreichte ihm die oben sorgfältig mit einer Nadel zugesteckte, unten flüchtig zugekehrte Hülle. Kaum hatte er, dem Gärtner zuzwinkernd, den Laden verlassen, als mir dieser die zurückgelassene wie ein Kolibri schimmernde Orchidee zu geringem Preise anbot. Er hätte ihn, so sagte er, wesentlich zurückgesetzt, weil er schon eine Leihgebühr für sie erhoben hätte, wie mir wohl nicht entgangen wäre. Wenn sie auch nicht mehr ganz unberührt sei, so sähe man ihr dies ja nicht an. Und schliesslich bliebe eine Orchidee immer eine Orchidee.

Er hatte gewiss nicht unrecht. Aber mein Wunsch sie zu besitzen, war längst wie eine Seifenblase geplatzt. Und ich schüttelte den Kopf.

Der Gärtner zuckte die Achsel — er fand es wohl recht dumm, dass ich meinen Vorteil nicht wahrnahm und tauschte durch das Schaufenster

mit meinem Gläubiger, der gerade stolz mit seiner leeren Papiertüte in den Wagen stieg, einen verständnisinnigen Blick.

Das beunruhigte mich. Und als er mir andeutete, ich könne ja so verfahren wie der Herr eben, das wäre entschieden das billigste, wählte ich aus der mich plötzlich verwirrenden Fülle der Blumen zwei gelbe.

«Wie Sie wollen», sagte er, packte sie ein und überreichte sie mir.

Ich zog meine Börse. Aber er entgegnete, nicht ohne einen diskreten Blick in sie geworfen zu haben, dass er nach sechs Uhr — und es sei gerade eine Minute nach sechs — kein Geld mehr nähme. Ich wehrte mich mit allen Redensarten, die mir einfielen, denn so wie die Sache lag, sah ich natürlich keine Möglichkeit, seine Gabe anzunehmen. Er erklärte mir, dass er sich bei Gelegenheit bestimmt an mir schadlos halten würde und drängte mich bei jedem Wort, das er sprach, ein wenig mehr zur Tür. Offenbar hatte er erraten, dass es mein innigster Wunsch war, das Geschäft so schnell wie möglich zu verlassen.

Zu Hause stellte ich die beiden Tulpen in eine viereckige Vase. Wie es meine Gewohnheit ist, die eine in diesen und die andere in die entgegengesetzte Ecke, so dass genügend Distanz zwischen den Blumen bleibt. Mochten sie für sich blühen. Als ich morgens erwachte, wurde jedoch mein Blick auf sie gelenkt. Wie meinem Willen entzogen, hatten sie, während ich schlief, ihre Stellung verändert. Ohne sich um den Platz, den ich ihnen zugewiesen hatte, zu kümmern, lehnten sie die Köpfe aneinander und die Spitzen ihrer Blätter berührten sich. Mein erster Gedanke war, sie zu trennen. Aber ich vergass es. Und als ich ein wenig später zu ihnen hinschaute, stand jede wieder in ihrer Ecke. Ich hatte mich also getäuscht.

Draussen hinter den Fenstern war ein trüber, nebeliger Vorfrühlingstag, ein Tag, so recht geschaffen, sich im Zimmer behaglich zu fühlen. Ich hatte gut geschlafen, und so schien es mir hell und freundlich. Angeheimelt, war ich wenig erfreut, als es an meiner Tür klingelte. Es war mein Gläubiger. Kaum hatte er einen Blick in mein Zimmer geworfen, als er schon begann, eine Anzahl Wechsel vor mir hinzublättern. «Ich sehe», sagte er, dass Sie von Luxus überfließen. Es trifft sich also gut — für Sie und auch für mich.»

Nichts war indessen weniger der Fall als dies. Und ich setzte alles daran, ihn davon zu überzeugen.

«Schön!» Er lächelte und blickte sich um. «Ich verstehe, Sie sind heute nicht in Laune, sich mit Geld und Zahlungen zu befassen. Also dann auf morgen!»

Ich bedauerte nochmals aufrichtig, dass sich meine Verhältnisse in keiner Weise geändert hätten und dass ich im Augenblick nicht viel mehr als diese lumpige Einrichtung besäße.

«Lumpig?» wiederholte er, hob vielsagend und verärgert die Brauen und sah sich, wie schon vorher, im Zimmer um. Verständnislos folgte ich seinem Blick. Was ich sah, genügt, um meine Rede ins Stocken zu bringen. Die Tapete, die gestern, ja noch heute in meinem Bewusstsein nichts als billiges Glanzpapier gewesen war, schien aus Seide zu sein. Und als ich die Lider unter seinen auf mich niederprasselnden Vorwürfen senkte, bemerkte ich, dass meine Hände auf goldenen oder vergoldeten Lehnen ruhten.

Diese Tatsache verwirrte mich so, dass ich meine Worte nicht mehr logisch zu setzen vermochte und mich in Widersprüche verwickelte. Zu allem Unglück beging ich dann noch den Fehler, auf unsere gestrige Begegnung im Blumenladen anzuspielen. Daraufhin nannte er mich einen Verschwender, Betrüger, Schwindler. Und unter Verwünschungen und Drohungen stürzte er davon. Aber wie es so ist. Ein Besucher gibt dem andern die Tür in die Hand.

Francoise blieb entzückt auf der Schwelle stehen. Dann fiel sie mir um den Hals. «Mon ami!» rief sie. «Du hast gemacht Geld. Jetzt wirst du mir kaufen das Collier.»

Anstatt nun «ja, ja» zu sagen und sie wie bisher zu vertrösten, gestand ich ihr, dass ich bis über den Hals verschuldet sei.

«Aber wenn dem so wäre» (sie sagte nicht — ist —), fragte sie mich, warum ich denn so kostbare und teure Sachen gekauft hätte.»

Ich hatte nichts angeschafft. Und ich sagte ihr dies.

«Gut! Gut!» Sie fuhr mir beruhigend über das Haar, als wäre ich kindisch geworden. «Aber wozu brauchst du die Möbel? Verkaufen wir alles!»

«Tu's!» rief ich ärgerlich, und ich warf einen Blick über die goldene und seidene Pracht, die wirklich im Gegensatz zu meinen Verhältnissen stand und von der ich nichts wusste, wie ich dazu gekommen war. «Tu's!» wiederholte ich, denn ich hatte sie schon über ein Jahr mit leeren Versprechungen abgespeist und war somit in ihrer Schuld. «Tu's, aber gleich!»



*In der Bibliothek*  
*Fotopress*

Husch war sie davon.

Ich war endlich allein und beschloss, meine Tür nunmehr verschlossen zu halten. Mir war jedes Wesen für heute verleidet. Da fiel mein Blick auf die Tulpen. Ohne zu wissen, was ich tat, nahm ich sie, öffnete das Fenster und warf sie mit einem Schwung in den Fluss. Gerade wollte ich zurücktreten, da fesselte mich ein Licht. Es ging von den Blumen aus, die das schnellfliessende Wasser eilends davontrug. Aber wo sie hinkamen, teilte sich den Wellen ein besonderer Glanz mit. Für einen Augenblick vergoldeten sich sogar die Pfeiler der Brücke, unter der sie hindurchschwammen. Als ich mich umwandte, sah mein Zimmer grau, verwohnt, armselig aus wie es immer gewesen war.

*Erfahrungen in einem Flüchtlingslager*

## WARUM SOLLTEN UNSERE UNGARISCHEN FLÜCHTLINGE ENGEL SEIN ?

Wer nach dreiwöchigem Dienst in einem Betreuungsdetachement ins Zivilleben zurückkehrt, ist zunächst erstaunt, dann erschrocken und schliesslich erzürnt über die oft seltsamen Bemerkungen und Kommentare, mit denen man von seinen vor kurzem noch so ungarnbegeisterten Miteidgenossen empfangen wird. Zuerst glaubt oder hofft man, die hässlichen oder boshaften Aeusserungen müssten zufällig und vereinzelt sein, aber dann bezeugen Dienstkameraden, dass sie einen ähnlichen Wandel der Gesinnung und Mentalität beobachtet haben.

Wie war das doch so anders vor etwa fünf Wochen, als wir, kurz vor Weihnachten, zum Dienst in einem Lager für ungarische Flüchtlinge ein-

rückten. «Dort hast du immerhin Gelegenheit, praktische Hilfe zu leisten», hiess es damals und sogar: «Fast beneide ich dich um deine Aufgabe, am liebsten käme ich mit, um auch zu helfen.»

### *Vox populi*

Der inzwischen eingetretene Gesinnungswandel fiel mir schon am ersten Tag nach meiner Rückkehr aus der Kaserne auf, als ich beim Coiffeur weilte. Wie hatte doch gerade dieser wackere Mann bei meinem letzten Besuch seine Teilnahme für das Schicksal des schwergeprüften ungarischen Volkes überzeugend zum Ausdruck gebracht — und nun warf er so nebenbei die Bemerkung hin: «Die sollen sich ja scheints ziemlich übel aufführen, diese Ungarn!» — «Was meinen Sie damit?» stellte ich ihn zur Rede. «Ja, man hat da so verschiedenes gehört», antwortete er. «Was haben Sie gehört?» interessierte mich. «Eh ja, die sollen ja nicht einmal mit unserem Essen zufrieden sein.» Darauf wieder ich: «Und sicher haben auch Sie vernommen, dass es Flüchtlinge geben soll, die das Essen zum Fenster hinauswerfen.» Ja, genau das habe er gehört, aber er wollte es nicht sagen, um niemanden zu beleidigen, denn schliesslich hätte ich ja dort an verantwortlicher Stelle Dienst getan.

### *Gerüchte, aber auch nur Gerüchte*

Das Gerücht, wonach ungarische Flüchtlinge die eidgenössische Soldatenkost zum Kasernenfenster hinauswerfen, scheint am hartnäckigsten zu kursieren und erweist sich als Hauptquelle aller anderen Gerüchte und Verunglimpfungen. Es tauchte schon im nächsten Umkreis unserer Kaserne auf, gleich im Restaurant gegenüber. Fest steht, dass es innerhalb der Kaserne jeder Grundlage entbehrt und dass auch in den andern Betreuungslagern nichts von solchen Vorkommnissen bekannt ist. Und übrigens: Gesetzt den Fall, es wäre tatsächlich einmal eine halbe oder gar eine ganze Mahlzeit in einem Abfallkübel gelandet — mit welchem moralischen Recht dürfen wir einen solchen Vorfall verdammen, gerade so, als ob sich solches im zivilen oder militärischen Bereich bei uns noch gar nie ereignet hätte?

Oder, um diese Gewissensfrage noch etwas weiter zu fassen: Mit welchem moralischen Recht können wir von den ungarischen Flüchtlingen verlangen, dass sie sich wie lauter Engel benehmen und uns bei jeder Gelegenheit ihrer zutiefst empfundenen Dankbarkeit versichern, dieweil sie doch in